Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 47

Artikel: Andrew Carnegie

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648665

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

nerstag, des Studenten schulfreier Nachmittag, zu einem Fest, wenn er mit ihnen hemdärmlig, das Werkgerät über der Schulter, zur Feldarbeit auszog. Segen der Arbeit, wenn sich zum Händewerk der Seele frommer Sinn gesellt — — —!

Regina — war es ihr nicht, wenn sie verschnaufend auf die Arbeit des künftigen Priesters schaute — nein, eine solche Torheit war der nüchternen und praktischen Regina fremd — — ja, es war kindisch, aber sie mußte daran denken: Die Erde, welche von seinem Spaten gelockert worden, bringe den Samen rascher zum Keimen, der Samen, den seine weiße und dennoch kräftige Männerhand gestreut, gehe üppiger auf denn anderer. — — — Warum denn nicht? Alles Gedeihen kommt wie Sonnenschein und Regen ja vom Himmel.

Und wirklich: Nach dieser einen schweren Heimsuchung durch den Wasserfluß segnete der Herr die Arbeit auf Hofstetten wieder sichtbarlich.

Mit dem Einzug des Studenten bekam das hohe Lied der Arbeit eine neue Note. Es hatte ehe nur auf den schweren, brummigen Tasten des Bauernlebens gespielt, nun flocht der Wendelin die leisen, flötenden, himmlischen Töne der Wissenschaft hinein. Er lag vor ihr auf den Knien und betete sie an. Jedes neue Licht, das sie ihm aufsteckte, setzte er in einen jubelnden Akkord um. Er rang mit ihr wie ein Riese mit der beflügelten, schlangenweichen, leichten, goldglänzenden Nixe ringt, er schwerfällig, sie hundertfüßig, lächelnd und seiner spottend. Glaubte er einmal ihr Wesen mit fester Hand erfassen zu können, entschlüpfte sie ihm tausendmal und ihm blieb nur das sehnsüchtige, süße Nachschauen: eine himmlische Gestalt unter Schleiergewändern mit bloßen Füßen in ewige Fernen entschwebend, lockend und wunderbar auch aus der Ferne zu schauen.

(Fortsetzung folgt.)

Herbst-Reflexionen.

Wiederum vollzieht sich das große Sterben in der Natur; ein Sterben in Schönheit! Kein Baum, der nicht sein schönstes Festgewand hervorgeholt hätte zu dieser Verwandlung. Heute noch in den individuellsten Farben prangend — morgen schon kahle, nackte, zum Himmel emporgereckte Baumgerippe und -arme, ausgewischt alle Unterschiede; alle sind sie gleich im Tod!

Ein alljährlich wiederkehrendes Gleichnis. Der Mensch, der stumpf daran vorübergeht, muß entweder für alle Wunder taub oder aber in großer, innerer Not, in Angst sein. Aus dieser Angst-Not macht er eine Tugend, verschließt sich der gewaltigen Sprache Gottes und macht die Augen zu. Aber diese Vogel-Strauß-Politik trägt ihn nicht über die furchtbare Wirklichkeit hinweg. Die Natur redet eine deutliche, gewaltige Sprache und jeder, ohne Ausnahme, versteht sie, wie er sich auch dagegen wehrt. Was ist denn mit uns Menschen? Ist es richtig, daß wir Menschen und — wie eine reiche Beobachtung lehrt sogar die alten Menschen — sich vor dem Tode fürchten, lieber gar nicht an ihn denken? Sollte uns nicht im Gegenteil das Leben mit seinen Mühsalen reifen und dazu vorbereiten, daß auch wir — den Bäumen gleich, aber mit festlich gekleideter Seele den Tod erwarten können? Welch dunklen, verwirrenden Mächten sind wir denn anheimgefallen, wir, das aufgeklärte, nüchterne, streng logisch denkende Menschengeschlecht des 20. Jahrhunderts? Wie kommt es denn, daß uns gerade in der für jeden Einzelnen wichtigsten Situation das klare Denken abhanden kommt? Wäre denn nicht einzig normal, nein, sogar einzig würdig für den Menschen, die Krone der Schöpfung Gottes dies, daß er sich von Jugend auf bewußt sein möchte, daß unser Leben, das uns in seinen Bedingtheiten nie restlos glücklich sein läßt, auch nie und nimmer etwas Endliches und damit etwas Fertiges sein kann; denn: wären wir im Leben — und zwar am strengsten Gewissen gemessen einfach wunschlos glücklich, so dürfte das für uns wohl heißen, daß unser irdisches Dasein Selbstzweck, Endzweck ist. Wo ist aber der Erdenbürger, der zu behaupten wagte, sein ganzes Leben in diesem dauernden Glückszustand verbracht zu haben? Kommen wir nicht gerade dann, wenn wir die strengste und härteste Denkarbeit leisten zu dem Schluß, daß all das, was wir im Leben tun, nur Stückwerk und daß unser Leben selber bloß ein großes Stückwerk ist?

Bei dieser furchtbaren Erkenntnis entringt sich ein Gedanke, nein ein Wunsch, oder nein, noch mehr, ein Gebet meiner Seele: Großer Gott, allmächtiger Herr über Leben und Sterben, laß mich deine ewige Gnade darin erkennen, daß du mir meine Augen öffnest, meine Sinne weitest, all die mir anvertrauten Talente dazu schärfst, um zu begreifen und zu erkennen, daß die täglichen Wunder und die Gleichnisse in der Natur deine Sprache sind, mit der du zu uns redest, und daß du uns durch diese Wunder ein großes Wunder ahnen läßest, wenn wir gelernt haben werden, unsere Seele zu schmücken für die letzte große Verwandlung.

Martha Bünzli.

Andrew Carnegie.

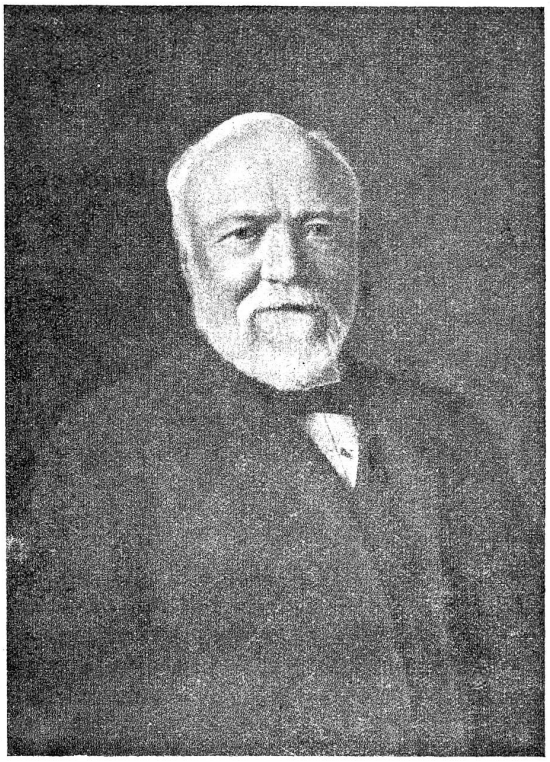
Zum 100. Geburtstag, 25. November 1935.

Der amerikanische Großindustrielle und Stahlkönig Andrew Carnegie, dessen Geburtstag sich in diesen Tagen zum 100. Male jährt, ist sicher den Lesern der „Berner Woche" wenigstens dem Namen nach bekannt. Sie haben schon etwas von den ungeheuren gemeinnützigen Stiftungen des Mannes gehört, die 350 Millionen Golddollars überstiegen, wissen, daß beispielsweise Lebensretter von der Carnegie-Stiftung Auszeichnungen erhalten, daß Familien von Leuten, die bei einer Lebensrettung selbst verunfallten, daraus unterstützt werden. Das Leben Carnegies liest sich wie ein Roman. Er hat es vom einfachsten Fabrikarbeiter und Depeschenträger zum Multimillionär emporgearbeitet, ganz aus eigener Kraft, wurde der allmächtige Stählkönig, was man in einer Zeit, die Riesenvermögen zertrümmert, auch wieder einmal hören mag. Viel nachhaltiger aber wirkt die Kunde, daß dieser Mann eines Tages plötzlich fand, er habe nun genug Reichtümer geäufnet, es sei jetzt an der Zeit, sich mit der Verteilung dieses Reichtums zu befassen. Und er fand dabei, daß das unendlich schwerer und anstrengender war, als das Sammeln des Reichtums. Ein eigenartiges Menschenschicksal!

Die Eltern von Andrew Carnegie wohnten in Dunfermline in Schottland, waren einfache, arme, aber geistig sehr regsame Menschen. Der Vater war Weber. Als die Webmaschinen ihren Siegeszug begannen, konnten die kleinen Handwebereien, wie Vater Carnegie eine besaß, nicht mehr konkurrieren. Der Verdienst blieb aus, Schmalhans wurde Küchenmeister, bittere Not hockte in den Fenstern. Nun hatten die Carnegies Verwandte in Pittsburg in Amerika, die schrieben, die Familie möchte über das große Wasser kommen, es werde sich in der „Neuen Welt" schon ein Plätzchen finden. Es fehlte aber am Gelde zur Ueberfahrt, und man mußte 20 englische Pfund entlehnen. Am 17. Mai 1848 trat die Familie mit dem langsamen Segler „Wis-

cassel" die Ueberfahrt an, der Vater damals 43 Jahre alt, die Mutter 33, Andrew 13. In Pittsburg wob Vater Carnegie Tischtücher, mußte sie selbst verhausieren, verdiente wenig, so daß man äußerst schmal durchmußte. Die Eltern waren daher froh, als Andrew in einer Fabrik Spuljunge wurde und 1 Dollar 20 Cent in der Woche verdiente, Geld, das er getreulich bis zum letzten Cent daheim abliefere. In seinen Lebenserinnerungen schrieb er später: „Viele Millionen habe ich seitdem verdient, keine von diesen hat mich so glücklich gemacht wie mein erster Wochenlohn. Jetzt war ich eine Hilfe für meine Familie, ein Verdiener, und lag meinen Eltern nicht mehr vollständig zur Last." Bei dem Spulenfabrikanten John Hay in Allegheny City hatte er später einen kleinen Motor zu bedienen, mit 2 Dollars Wochenlohn. Die Arbeit war ihm zu schwer, kaum konnte er sich noch aufrecht halten. Aber nie wäre eine Klage über seine Lippen gekommen. Schließlich bemerkte es aber sein Meister, zog ihn zu Bureauarbeiten bei und ließ ihn Spulen im Oel baden. Er lernte die doppelte Buchführung, suchte seine Wissenslücken — Andrew Carnegie genoß nur eine ganz mangelhafte und unvollständige Volksschulbildung — auszufüllen. Im Jahre 1850 vernahm er, daß man in Pittsburg einen Depeschenverträger suche. Er meldete sich, wurde angenommen und hatte nun 2½ Dollars Wochenlohn. Oberst James Anderson stellte ihm und anderen jungen, ausbildungshungrigen Leuten seine Bibliothek zur Verfügung. In der Zwischenzeit, während welcher die anderen Depeschenboten herumlungerten, lernte er das Telegraphieren und hatte darin bald eine solche Fertigkeit, daß er die Telegramme von bloßem Gehör abnehmen konnte. Eifrig wurde auf seine Veranlassung gespart, bis die seinerzeit zur Ueberfahrt geliehenen 20 Pfund zurückbezahlt werden konnten: „Das war ein Freudentag! Die Familie Carnegie hatte keine Schulden mehr!" 1852 mußte der Siebzehnjährige während zwei Wochen einen Telegraphisten vertreten, rückte zum Hilfstelegraphischen vor, mit 25 Dollars Monatslohn. Er schreibt in seinen Erinnerungen: „Der Dienstraum eines Telegraphenamtes ist eine ausgezeichnete Schule für einen jungen Mann. Hier kann sich seine Kombinationsgabe und Findigkeit trefflich entfalten." Am 1. Februar 1853 rückte der tüchtige Jüngling, auf den seine Vorgesetzten längst aufmerksam geworden waren, zum Sekretär und Telegraphisten von Scott, dem Direktor der Pennsylvania-Bahn vor, griff in jenen Jahren publizistisch in den Kampf zur Abschaffung der Sklaverei ein, bildete als Erster junge Mädchen zu Telegraphistinnen aus. Einst gab es in Abwesenheit seines Chefs infolge eines Zugunfalls schreckliche Stockungen. Hier hatte er nun zum erstenmal Gelegenheit, sein ungeheures Organisationstalent unter Probe zu stellen. Er gab mit dem Namen seines Chefs gezeichnete Telegramme auf und hatte bald Ordnung geschafft: „Jeder Junge sollte den Ehrgeiz haben, etwas zu tun, was über seine Pflichten hinausgeht, womit er die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich lenkt." So wurde Carnegie, erst 20 Jahre alt, der Stellvertreter seines Chefs und verdiente 40 Dollars im Monat. 1855 starb der Vater und der Junge hatte nun die Last der Familie ganz allein zu tragen. In jener Zeit machte er seine erste finanzielle Transaktion, die ihm gleich einen schönen Gewinn eintrug. Er beteiligte sich auch an der Ausbeutung der Erfindung von Woodruff, der einen Schlafwagen konstruiert hatte. 1859 wurde er Leiter der Abteilung Pittsburg der Pennsylvania-Bahn, mit 1500 Dollars Jahreslohn, einer Entschädigung, die ihm wahrhaft fürstlich vorkam.

Nun brach der amerikanische Bürgerkrieg aus. Scott wurde als Stellvertreter des Kriegsministers der Nordstaaten nach Washington gerufen. Nun begann der glänzende Aufstieg Carnegies. Er hatte den richtigen Weitblick für jene industriellen Umstellungen, die eine Zukunft hatten, Geld verdienen ließen. Er gründete in Pittsburg eine Gesellschaft zur Herstellung von Eisenbahnschienen, eröffnete mit Miller eine Lokomotivfabrik, deren Aktien rasch um das Dreißigfache stiegen, rief die „Keystone-Brückenbaugesellschaft" ins Leben, die bald Riesenaufträge erhielt und alle Konkurrenz durch tüchtige Arbeit bei nicht niedrigen Preisen aus dem Felde schlug. Auch die „Cyklopenwerke" und die „Union-Eisenwerke" sind seine ureigenen Schöpfungen. Eine billig erworbene Oelkonzession trug ebenfalls zum finanziellen Aufschwung bei. 1865 schied er aus der Leitung der Pennsylvania-Bahn aus, um sich ganz seinen eigenen Werken widmen zu können. Er siedelte 1867 nach New York über, um im wirtschaftlichen Zentrum zu sein. Oft hatte er Gelegenheit zu Spekulationen. Er widerstand ihnen immer: „Nie in meinem Leben habe ich in spekulativer Absicht eine Aktie gekauft, mit Ausnahme eines kleinen Anteils der Pennsylvania-Eisenbahngesellschaft, in dem ich als junger Mann mein Geld anlegte .... So sollte jeder Industrielle und überhaupt jeder berufstätige Mann verfahren .... Spekulation ist ein Schmarotzer, der Werte auffrißt, ohne Werte zu schaffen." 1868 hatte er bereits ein Jahreseinkommen von 50,000 Dollars. Aber schon in jenen Jahren fand er: „Das Anhäufen von Reichtümern um ihrer selbst willen ist eine der schlimmsten Sorten Götzendienst, und kein Götze ist widerwärtiger und erniedrigt mehr als der Götze Geld."



Andrew Carnegie.

Carnegie war einer der ersten, die die Bedeutung des Stahls gegenüber dem Gußeisen erkannten. Seine Stahlwerke wurden von der Konkurrenz erst beachtet, als es für diese zu spät war, als er die Trümpfe bereits in den Händen hatte. Millionen und wieder Millionen wurden jetzt Jahr für Jahr verdient.

1878 konnte sich unser Mann zum erstenmal eine Ruhepause gönnen. Er machte eine Weltreise, beschrieb sie später in dem auch in deutscher Sprache erschienenen Buche „Rund um die Welt", das beste Aufnahme fand.

Zur Heirat kam er erst in späten Jahren. 1887 vermählte er sich mit Miß Louise Whitfield. 1900 erschien sein epochemachendes Buch: „Das Evangelium des Reichtums".

Moorkate im Teufelsmoor bei Worpswede.

1901 trat er von seinen Geschäften zurück, verkaufte seine sämtlichen Gründungen dem berühmten und vielleicht auch berüchtigten Morgan. Bis zu seinem Tode bemühte sich Andrew Carnegie nun mit der Verteilung seines Reichtums. Für seine ehemaligen Arbeiter stiftete er 4 Millionen, eine weitere Million — immer Golddollars — für die Gründung von Arbeiterbibliotheken und Lesesälen. Den New Yorker Volksbibliotheken schenkte er 5¼ Millionen, gründete am 28. Januar 1902 das Carnegie-Institut in Washington mit zunächst 10 Millionen, die er später auf 25 erhöhte. Dieses Institut sollte in großzügiger Organisation der wissenschaftlichen Forschung dienen, der Entdeckung, der praktischen Verwertung aller Kenntnisse für den Fortschritt der Menschheit, der Förderung von Kunst und Literatur. Endlich stiftete er den sogenannten Heldenfonds zur Belohnung von Helden, die Menschenleben gerettet haben, zur Unterstützung von Familien, deren Väter oder Söhne bei der Lebensrettung verunglückten. Im Laufe der Zeit wurde dieser Fonds auch England, Frankreich, Deutschland, Italien, Belgien, Holland, Norwegen, Schweden, der Schweiz und Dänemark dienstbar gemacht: „Die Helden der barbarischen Vergangenheit verwundeten oder töteten ihre Mitmenschen; die Helden unseres zivilisierten Zeitalters setzen es sich zum Ziel, ihren Brüdern zu dienen und sie zu retten. Das ist der Unterschied zwischen physischem und moralischem Mut, zwischen Barbarei und Kultur".

Wir können die übrigen Stiftungen Carnegies nicht alle aufzählen. Wir nennen noch den Pensionsfonds für betagte Universitätsprofessoren (15 Millionen Dollars), die Stiftungen für etwa 3000 Bibliotheken (60 Millionen), den Bau des Friedenspalastes im Haag, die Unterstützung der Friedensgesellschaften ꝛc.

An Ehrungen aller Art fehlte es nicht. Carnegie wurde von Dutzenden von Städten zum Ehrenbürger ernannt, erhielt den Ehrendoktor, zahlreiche Orden. Er starb im Jahre 1919, nach dem Weltkriege, der ihm bitter zusetzte. Die Welt aber hat den tatkräftigen, großzügigen Mann nicht vergessen. -g-

Wahlspruch.

Hüte, starkes Volk der Ehre,
Manneswort und Weibesreinheit,
Kindeslust und Greisenehre,
Kraft und Huld in steter Einheit.
Stolz und treu und fest bewache
Vaterland und Muttersprache.

Peter Rosegger.

Worpswede und das Teufelsmoor.

Text und Bilder von Max Worlitz.

Wenn Dichter und Maler eine Landschaft entdecken, wenn sie durch Wort und Farbe den Menschen diese Schönheit vermitteln, dann sind es Landschaften mit ganz besonderen Eigenarten und Naturreizen.

Eine Landschaft, die den Künstler anlockt, festhält und zu immer neuem Schaffen herausfordert — ist so gewaltig — denn sie gibt die tiefste Liebe des Herzens zur Natur, dieser unberührten, zarten Schönheit, die auf deutschem, heimatlichen Boden aufblüht.

Eine solche bezaubernde Landschaft ist auch — rund um Worpswede. Diese Landschaft erzieht mit leiser Hand an ihren Menschen. Sie ist gütig und doch streng, milde und doch herb und dann wieder von jenem seltsamen und kindhaften Anmut.

In Nordwestdeutschland — nordöstlich von Bremen und Osterholz-Scharmbeck liegt in der Hamme-Niederung die alte, herrliche Künstlerkolonie — Worpswede.

Früher war Worpswede ein Fischer- und Heidedorf, heute aber sind aus den abgebauten Moorflächen saftige grüne Wiesen und Weiden entstanden, auf denen Rinder und Pferde grasen und sich tummeln.

Viele Wege ziehen sich um Worpswede, doch ein jeder zeigt ein anderes Gesicht. Hell glitzern und schillern die Birkenstämme im Sonnenlicht — wie kleine Tupfen zeichnen sich die Kringel des Schatten vom Erdboden ab. Kein Mensch weit und breit — kein Laut als das Singen der Vögel unterbricht die unendliche Ruhe. Unermüdlich trillert die Feldlerche ihr fröhliches Lied von Sonnenschein und Himmelsglück; das ist ein Hin- und Hertollen, ein Lied, das wild und wilder wird, ein Sang von Sehnsucht und ein kecker Ruf der Freiheit.

Dieser Weg führt ins weite Teufelsmoor.